

Sibylle Narberhaus

MITT SOMMER NACHTS ANGST



Sylt-Krimi



»Wie du meinst, das ist deine Entscheidung«, antwortete ihre Kollegin und zuckte die Achseln. »Frischer Kaffee steht bei uns im Stationszimmer, wenn du magst. Ein bisschen Kuchen ist auch noch übrig, falls du Muffins mit rosa Glasur und bunten Streuseln magst. Die Reste vom Kindergeburtstag.« Sie schenkte Pia ein freundliches Lächeln.

»Danke, klingt verlockend«, erwiderte Pia und betrat das Zimmer, nachdem sie ihre Hände sorgfältig gewaschen, desinfiziert und sich einen Kittel übergezogen hatte.

Sie rückte sich den Stuhl an das Bett und nahm darauf Platz. Der Patient lag reglos in seinem Bett. Sie strich ihm sanft mit den Fingern eine Haarsträhne aus der Stirn. Dann legte sie ihre Hand vorsichtig auf seine. Er sah noch blasser aus als zuvor, aber die Kurven auf den Monitoren zeigten keine Auffälligkeiten an. Atmung und Blutdruck waren im Normalbereich.

»Du darfst nicht aufgeben, hörst du?«, flüsterte Pia ihm zu. »Bis hierhin hast du es doch geschafft, den Rest packst du auch noch. Doktor Rupert hat wochenlang schlechte Laune, wenn sich einer seiner Patienten einfach aus dem Staub macht. Das willst du uns ja wohl nicht antun.«

Pia erwischte sich dabei, wie sie bei den Worten lächeln musste. Sie streichelte über seinen Unterarm. Dann begann sie, ihm eine Geschichte zu erzählen, die sie kürzlich gelesen hatte. Sie handelte von einem jungen Mann, der um die ganze Welt reiste, um die Frau wiederzufinden, die ihm einst das Leben gerettet hatte. Sie wusste, dass er vermutlich nichts davon mitbekommen würde, aber sie hatte einfach das unerklärliche Verlangen, mit ihm zu sprechen. Vielleicht würde sein Unterbewusstsein irgendetwas von dem aufnehmen, was sie sagte. Es gab Fälle, in denen Komapatienten mehr mitbekamen, als all-

gemein angenommen wurde. Und schaden würde es in keinem Fall.

Mehrere Tage vergingen, und Pia nutzte jede freie Minute, um bei Skander zu sein und ihm Geschichten zu erzählen. Er hatte das Bewusstsein noch immer nicht wiedererlangt. Manchmal berichtete sie ihm, was sie den Tag über gemacht oder erlebt hatte. Oder wie trüb und traurig das sonst so pulsierende Hamburg aufgrund des Wetters momentan wirkte. Sie wunderte sich, dass der junge Mann niemals Besuch erhielt. Er bekam weder Post, noch erkundigte sich jemand telefonisch nach ihm. Vermisste ihn denn niemand oder machte sich Sorgen um ihn? Scheinbar hatte er keine Angehörigen in der Stadt, und niemand wusste, dass er schwerverletzt im Krankenhaus lag. Ab und zu begegnete Pia einem Polizeibeamten in Zivil, der sich über den Zustand des Patienten erkundigte. Das war alles. Er war stets kurz angebunden, und weitergehende Informationen konnte Pia ihm bedauerlicherweise nicht entlocken. Sie vermutete, dass er eine Aussage zu dem, was vorgefallen war, einholen wollte.

Eines Abends nach Dienstschluss schaute Pia bei Skander vorbei, wie sie es jedes Mal tat, bevor sie sich auf den Heimweg machte. Diese täglichen Besuche waren mittlerweile zu einem festen Ritual geworden. Erst im Anschluss konnte sie beruhigt und guten Gewissens nach Hause gehen. Sie fühlte seinen Puls und vergewisserte sich, dass es ihm gut ging. Als sie zum Abschied mit ihrer Hand leicht über seine Wange strich, zuckten plötzlich seine Augenlider, und er öffnete langsam die Augen. Pia zog überrascht ihre Hand zurück, und ihr Herz machte einen gewaltigen Freudensprung. Dann blickte sie in

zwei stahlblaue Augen, so blau wie sie zuvor noch keine gesehen hatte. Er sah sie direkt an, und der Hauch eines Lächelns umspielte seinen Mund.

»Hallo«, sagte Pia leise über ihn gebeugt. »Können Sie mich verstehen? Sie befinden sich im Krankenhaus.«

Mit einem schwachen Augenaufschlag bestätigte er, dass er sie verstanden hatte. Dann schloss er seine Augen. Pia stürmte aufgeregt aus dem Zimmer, um ihren Chef, Doktor Rupert, zu holen. Kurz darauf betrat dieser mit drei weiteren Kollegen und zwei Schwestern das Zimmer. Pia hielt sich im Hintergrund, während die Ärzte den Patienten eingehend untersuchten. Sie war übergücklich, dass Skander – oder wie auch immer er heißen mochte – aufgewacht war und offenbar alles verstand, was er gefragt wurde, auch wenn er nur schwache Reaktionen zeigte. Das war durchaus ein gutes Zeichen. Doktor Rupert machte Notizen auf dem Krankenblatt und schien ebenfalls erleichtert über den Zustand des jungen Mannes zu sein. Er machte ein zufriedenes Gesicht, und ließ sich sogar zu einem Scherz hinreißen, was eher selten der Fall war.

Abschließend wandte er sich an Pia und sagte: »Danke, Schwester Pia. Aber jetzt machen Sie bitte Feierabend, Sie müssen sich unbedingt ausruhen. Nicht, dass Sie uns aus den Latschen kippen.« Er lachte heiser. »Wir brauchen Sie hier dringend. Um den Patienten kümmern wir uns. Machen Sie sich keine Sorgen. Das Schlimmste hat er überstanden.«

»Ich wollte gerade nach Hause gehen und habe noch schnell nach ihm gesehen, da ist er plötzlich aufgewacht.«

»Ja, aber jetzt kommen Sie.« Doktor Rupert klopfte Pia väterlich auf die Schulter und schob sie sanft, aber bestimmt in Richtung der Tür.

Pia fühlte sich erleichtert und ging mit einem guten Gefühl nach Hause, obwohl sie insgeheim gerne geblieben wäre. Aber ihr Chef hatte recht, sie brauchte dringend Schlaf. Sie hatte die letzten Tage fast ausschließlich im Krankenhaus verbracht. Sie war nur zu Hause gewesen, um zu schlafen, zu duschen und eine Kleinigkeit zu essen. Skander hatte überlebt und er war bei Bewusstsein. Das war das Wichtigste. Vielleicht war er morgen in der Lage zu sprechen, und sie konnte endlich mit ihm reden. Plötzlich verspürte Pia ein Gefühl der Vorfreude.

Sylt, sechs Jahre später

Ein gellender Schrei war bis zum Parkplatz an der Hauptstraße zwischen Rantum und Hörnum zu hören. Es war der markerschütternde Schrei einer Frau. Der Mann, der gerade die Heckklappe seines Kombis öffnete, um seinen Hund für die morgendliche Runde am Strand herauszulassen, fuhr erschrocken zusammen. Er blickte in Richtung der Dünen, von wo der Ruf gekommen war. Dann hielt er kurz inne und lauschte. Jetzt war es wieder ganz still. Nichts rührte sich, weit und breit war niemand zu sehen. Es war 6.30 Uhr am Morgen, aber längst hell. Der Mond war noch schwach am Himmel zu erkennen, hatte jedoch die Bühne für die aufgehende Sonne freigegeben, die die Insel in ein warmes, freundliches Licht tauchte. Selbst der frische Westwind schien seine Arbeit noch nicht aufgenommen zu haben, denn es herrschte absolute Windstille. Bevor der Mann die Polizei alarmierte, wollte er sich vergewissern, dass er sich nicht getäuscht hatte. Vielleicht hatte er den Schrei einer Möwe mit dem eines Menschen ver-

wechselt. Er befestigte die Leine am Halsband seines Hundes, schloss das Auto ab, und das Duo bewegte sich auf dem schmalen Weg aus Sand und Kies durch die Heidelandschaft in Richtung Strand. Gleich hinter einer engen Kurve kam ihm eine Frau mit einem kleinen weißen Hund entgegen. Sie hatte ein hochrotes Gesicht und konnte vor lauter Atemnot kaum sprechen. Wie es aussah, war sie den ganzen Weg durch die Dünen gerannt.

»Da unten«, japste sie aufgeregt und verschluckte sich beinahe beim Sprechen, »liegt ein Toter! Wir müssen sofort die Polizei verständigen! Schnell!«

Der Mann sah an der Frau vorbei zum Strand und konnte an der Wasserkante etwas Dunkles liegen sehen. Ob es sich dabei um ein menschliches Wesen handelte, vermochte er nicht zu sagen. Dafür war die Entfernung zu groß und seine Augen zu schlecht.

»Beruhigen Sie sich. Sind Sie sicher, dass es sich nicht um ein Tier handelt?«, fragte er.

»Ich kann sehr wohl einen Menschen von einem Tier unterscheiden«, erwiderte die Frau gekränkt und streichelte ihren Hund, den sie auf dem Arm hielt.

»In Ordnung«, versuchte der Mann, die aufgeregte Frau zu beruhigen. »Ich schlage vor, Sie bleiben hier, ich gehe mir das mal aus der Nähe anschauen und rufe anschließend die Polizei. Brauchen Sie einen Arzt?«

Die Frau hatte sich mittlerweile erschöpft in den Sand gesetzt und schüttelte energisch den Kopf.

»Nein danke, ich brauche keinen Arzt. Mir geht es gut. Ich habe mich bloß so erschrocken und bin schnell gelaufen.« Sie machte eine kurze Atempause. »Oh Gott, dieser Anblick war